

BIBLIOTEKA MUZEJ  
 Nr. inv.  
 17.133  
 KOSZAR



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 6

Sonnabend, 3. Mai 1924

Nr. 6

## Die Stadt Schlawe.

Von Hermann Griebenow-Schlawe.

Die Kösliner Ratsherren, die im Jahre 1317 von Jasto, dem Herrn der Burg und des Landes Schlawe, bei der Gründung seiner Stadt Schlawe zu Rate gezogen wurden, wählten mit entschiedenem Sachkenntnis und praktischem Blick als Platz für die neue Ansiedlung eine fast kreisrunde, im Durchmesser fast 400 Meter große Bodenerhebung aus, nicht weit von der Stelle, wo die Moge in die Wipper mündet. Rings von Mooren und stehenden oder fließenden Gewässern umgeben, bot sie wie eine natürliche Festung für jene Zeit vorzüglichen Schutz und war trotzdem nicht von den allgemeinen Verkehrslinien abgeschnitten, ein günstiger Umstand, aus dem Schlawe bis auf den heutigen Tag als Knotenpunkt verschiedener Bahnlinien wirtschaftlichen Vorteils gezogen hat. Die Schlawer Gründungsurkunde wurde von Jasto, der sich darin von Neu-Schlawe (Nova Slavna) nennt, im Verein mit seinen Brüdern Peter von Neuenburg und Lorenz von Mügenwalde am Pfingsttage (22. Mai) 1317 ausgestellt und ist von den Kösliner Ratsherren Hermann von Lowicz, Lambert Fleischer, Sprul, Konrad Fuch und Konrad Wilde als Zeugen mit unterschrieben. Das ist der Gründungstag der Stadt Schlawe.

Wenn vor dem Jahre 1317 in den Urkunden der Name Schlawe (Sclawena, Slavina, Slavno, Slaven und ähnlich, abgeleitet von slawa = Ruhm, Ehre) vorkommt (zuerst 1186), so ist darunter immer das Land oder die Burg Schlawe zu verstehen, die, eine uralte Ansiedlung, bei dem heutigen Dorf Alt-Schlawe am linken Ufer der Wipper auf einer künstlichen Anhöhe, dem Worbhel, lag und heute samt dem Worbhel vollständig verschwunden ist. Die Ansicht jedoch, daß auch an der Stelle der heutigen Stadt Schlawe eine ältere slawische Ortschaft bestanden habe, ist entschieden zurückzuweisen. Wie ein slawischer Personennamen durchaus nicht immer auf eine slawische Abstammung hinweist, ebenso wenig ist ein slawischer Ortsname gleichbedeutend mit slawischer Ansiedlung. Fast alle pommerischen Städte tragen slawische Namen und fast alle sind, wie urkundlich feststeht, mit deutschen Bürgern besiedelte deutsche Gründungen.

Überblickt man die Grundrisse der Städte des slawischen Kolonisationsgebietes östlich der Elbe, so fällt sofort in die Augen, daß sie nach einem einheitlichen, klug durchdachten Plane angelegt sind: in der Mitte der Markt, nicht weit davon die Kirche, auf dem Markt das Rathaus; die Straßen, meist nord-südlich und ost-westlich gerichtet, schneiden sich rechtwinklig, und die so entstandenen Vierecke sind mit Häusern und Höfen bebaut. Auch bei Schlawe wurde von diesem bewährten, praktischen

Schema nicht abgewichen. Das Rathaus stand auch hier bis 1759 mitten auf dem Markt. Umflossen war das ganze Stadtgebiet von einer Befestigung, die für die erste Zeit nach der Gründung zumeist aus Wall und Graben und einem Planenzaun bestand. Für Köslin und Stolp ist diese Befestigungsart urkundlich erwiesen; bei Schlawe wird es im Anfange nicht anders gewesen sein. Mauern werden zum ersten Male im Jahre 1400 erwähnt (binnen den muren Slaw). In dieser Befestigungslinie waren des Verkehrs wegen mehrere Tore angebracht. Schlawe hatte dem allgemeinen Schema entsprechend anfänglich deren wohl vier, von denen zwei, das Kösliner und das Stolper Tor, als Wahrzeichen früherer Zeit heute noch der Stadt zur

pannus). In unserer Nachbarstadt Mügenwalde gibt es eine Wendestraße. Böhmer (Gesch. v. Mügenwalde, S. 15) deutet ihn als Straße der Wenden, weil ein Rest slawischer Bevölkerung dort angesiedelt sei. Diese Deutung ist sicher nicht richtig. „Das selbstbewußte deutsche Bürgertum duldet den unfreien Wenden nicht in seiner Mitte, und Innungen, ja selbst Klöster schlossen ihn von der Aufnahme aus“ (Matthias, Festschrift S. 13). Die Mügenwalder Wendestraße „hatte am untern Ende eine Pforte zur Wipper, vor der der Wendrahmen der Tuchmacher lag“ (Kosenow, Stadtbild v. M. S. 19). Nach diesem Wendrahmen dürfte auch die Mügenwalder Wendestraße den Namen erhalten haben.



Für Schlawe spielte das Tuchmachergewerbe von Anfang an eine bedeutende Rolle. Schon in der Gründungsurkunde wird ein zu erbauendes Gewandschneiderhaus erwähnt, und noch 1784 schreibt Brüggemann von Schlawe, daß „die Kaufmannschaft ein ansehnliches Lagerhaus vor dem Kößlinschen und eine große Färberei vor dem Koppeltore hatte und mit den hier gefertigten Tüchern, die zu Schiffe nach Plesland und Rußland gesandt wurden, einen beträchtlichen Handel trieb“. Auf andere Gewerbe deuten die alten Straßennamen hin. Der Fleischer, Schuster und Bader wird schon in der Gründungsurkunde gedacht. 1342

wird einem Schlawer Bürger die Anlage einer Mühle und Lohmühle „auf dem Damm der alten Mühle“ gestattet, und noch 1776 spricht der damalige Bürgermeister Drefow von einem Kupferhammer, der früher vor dem Stolpschen Tore gelegen habe. Ein „Keiperwall“ nördlich der Stadt an der Moge deutet auf das Seilerhandwerk. Auch die Fischereigerechtigkeit, die der Stadt schon bei der Gründung zugesprochen wurde, war damals von großer Bedeutung. Viel wichtiger auch als heute war für jene Zeit in den kleinen Städten der Ackerbau, auf den der Name Baustraße (platea colonorum) hinweist, weil dort die Landbau treibenden Ackerbürger wohnten.

Schon in der Gründungsurkunde von 1317 wird die Stadt Schlawe, wie auch Stolp, Köslin und Mügenwalde, mit 200 Hufen Land ausgestattet. Aber bald genügte diese Feldmark nicht mehr, und die aufblühende, wirtschaftlich gedeihende Stadtgemeinde war auf neuen Landerwerb bedacht. Bereits 1330 kaufen Schlawer Bürger von dem Ritter Woytlaus das benachbarte Dorf Warschow, wobei ihnen gleichzeitig die Erlaubnis erteilt wird, zur besseren Verbindung mit dem neuen Besitz in der Nähe der Stadt eine Brücke mit zollfreiem Uebergange zu bauen, die wahrscheinlich bald nach 1333 fertig gestellt wurde. Vorher überschritt der Weg ins östliche Pommern die Wipper weiter nördlich auf der Weide, die bei der Burg Schlawe (Alt-Schlawe) die beiden Ufer verband. Ferner

zuerst im Jahre 1453 erwähnt (buten deme Cuslinschen dore), das Stolper Tor 1458. Um 1780 befand sich (nach Brüggemann) „darauf eine Schlagenhut“. Ein drittes Tor bestand noch 1793 am Ausgang der Koppeltstraße, das heute verschwundene Koppeltor. Auch auf dem Bilde von Schlawe, das die bekannte Lubinsche Karte (1619) bietet, ist es dargestellt, aber kleiner als die beiden anderen. Ein viertes Tor lag im Westen. Auf dem Lubinschen Stadtbild befindet sich dort ein anscheinend runder, mit einem spitzen Dach versehener Turm, der vielleicht dieses Tor bezeichnet, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Kampstor (Kamp-tor) erwähnt wird; oder es ist der Gefangenenturm, von dem bereits 1456 in den Urkunden die Rede ist. Nach diesem Gefangenenturm hatte die Gefangenenturmstraße (jetzt Ruhnenstraße) ihren Namen. Andere auf die alte Zeit zurückgehende Straßennamen sind noch: Papestraße, Straße nach St. Niklas, St. Michstraße (jetzt Kniephoffstraße), Berg-, Markt-, Koppel-, Poststraße (jetzt Schulstraße). Nach der Beschäftigung ihrer Bewohner sind benannt: Mühlen-, Böttcher-, Weberstraße (jetzt Kirchstraße), Schuhstraße (jetzt Ravenstraße) und Baustraße (jetzt Susarenstraße). Auch die Kettenhagenstraße oder, wie sie auch genannt wurde, der Wandrahm gehört hierher. Sie hatte ihren Namen nach den Rahmen (Westellen), die die Weber hier aufstellten zum Weben ihres Tuches (Gewand, plattid. Wand, lat.

kaufte die Stadt 1337 einen Teil des sonst zu Duagow gehörigen Feldes. Im Jahre 1357 wird Bowersdorf erworben, und schon vorher, 1354, das Dorf, „dat heytet to dem Izuenzenhagen“, von Jastos Söhnen Peter und Lorenz. Swenzenhagen war eine Gründung der damals in Ostpommern mächtigen Familie der Swenza, zu der auch Jasto, der Gründer der Stadt Schlawe, gehörte. Der Ort Swenzenhagen ist, wie so manches pommersches Dorf, wahrscheinlich im 30jährigen Kriege vollständig zerstört worden, denn schon 1653 war die ganze Feldmark wüst und mit nutzbarem Holz befallen. Erst 1749 gründete auf derselben der Schlawer Magistrat, veranlaßt durch Friedrich den Großen, den großen Kolonisateur Pommerns, ein neues Dorf, das dem preussischen Großkanzler Samuel v. Cocceji zu Ehren Coccejendorf genannt wurde und mit 12 reformierten Pfälzerfamilien besetzt wurde.

Im Jahre 1402 geriet Schlawe in unangenehmen Streit mit dem damaligen Landesherrn, dem Herzog Bogislaw VIII. Es war zur Zeit des Erbstreites zwischen Bogislaw VIII. und Barnim V. Schlawe war bei der Erbteilung mit Stolp und Neustettin an Barnim V. gefallen; als dieser aber bald darauf starb, verschloßen die Bürger von Schlawe dem Erben Bogislaw VIII. trotzig die Tore und gingen in ihrem Widerstande sogar soweit, daß sie die Burg Alt-Schlawe überfielen, verbrannten und dort mehrere herzogliche Vasallen, Kurt Trojan, Simon Beste und Lorenz Kufte, enthaupteten. 1403 nahm Bogislaw die Stadt wieder zu Gnaden an und verzieh ihr das Vorgefallene, doch zog sich die völlige Ausgleichung der Fändel bis 1411 hin. Ein ganz ähnlicher Fall ereignete sich später unter Herzog Bogislaw X. Die Bürger von Schlawe hatten 1485 einen herzoglichen Lehnsmann, Borchard von Winterfeld von Wintershagen enthauptet. Der Herzog verglich darauf die Stadt mit dem Vetter des Enthaupteten, dem Abt Konrad von Belbus, und verurteilte sie zu einer harten Buße; sie mußte 250 Gulden Mannesgeld zahlen und die gebräuchliche Morbsühne leisten: die Stadt soll richten „ein cruce mit eneme crucifixe daran vore dem Tore, dar Borchard werth utgehabt to deme Dode van achteygen voren hoch“; ferner sollten die Schlawer Bürger „enen Mann uthmaken, de de yn eyner reyse gheet to den dren berghen Cholme (Gollen), Revelohle und Polnowe“. Zugleich zwang der Herzog die Stadt zu einem Vertrage, durch den sie den Landesherrn als ihren Gerichtsherrn anerkannten. — In der wilden Zeit gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts wird sogar von einem „Aufruhr“ in Schlawe berichtet. Am 15. Juni 1582 ritten drei Edelleute, die Brüder Jürgen und Rüdiger v. R. und Martin v. B. mit etlichen Reifigen in Schlawe ein mit der böllichen Absicht, eine harmlose Wette auszutragen: sie wollten eine Tonne Bier austrinken und zusehen, wer im Trinken die Oberhand behielte. Martin v. B. unterlag. Als sich aber die Brüder v. R. ihres Preises, einer schönen Pferdedecke, versichern wollten, widersetzte sich dem der v. B'sche Reitknecht und es kam zum Streit. Die trunkenen Sieger griffen zu den Waffen und drangen gewaltfam auf den ebenfalls trunkenen Martin v. B., auf seine Reifigen, seine Wirtsleute, ja sogar auf den zu Hilfe gerufenen herzoglichen Richtvoigt ein. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr. Die Brüder v. R. durchzogen mit ihren Knechten die Stadt und bedrohten Bürger, andere Edelleute, hochgestellte Beamte, kurz alle, die ihnen entgegenkamen, mit blanker Waffe. Mehrere Menschen wurden schwer verwundet. Da läutet der Bürgermeister die Sturmglocken, die Bürger bewaffnen sich mit Schwertern, Speißen und anderen Waffen und stürmen hinter den sich flüchtenden Uebelthätern her. Doch bald werden diese außerhalb der Stadt eingeholt und ein heftiger Kampf entsteht, in dem es mehrere Verwundete auf beiden Seiten gibt. Schließlich unterliegen die sich tapfer mehrenden Edelleute und werden im Triumph in die Stadt gebracht. Der Ragenjammer, mit dem die Schuldigen am nächsten Morgen erwachen, wird jedenfalls nicht gering gewesen sein, zumal der Landesfürst, Herzog Johann Friedrich, als ein gar gestrenger Richter bekannt war. Sie selbst und ihre einflussreichen Verwandten taten daher alles Mögliche, um die Sache mit

der Stadt Schlawe in der Stille abzumachen; doch schließlich erfuhr der Herzog davon und verurteilte die Uebelthäter zu so hohen Geldstrafen, die sie unmöglich zahlen konnten. Ihre ganzen Güter wurden gerichtlich verkauft, und als arme Leute mußten sie in die Fremde ziehen.

Im bald darauf folgenden 30jährigen Kriege kam die damals blühende Stadt so sehr „in Abnahme“, daß hier etwa nur 40 Bürger gewesen sein sollen. Auch im siebenjährigen Kriege hatte Schlawe besonders von den russischen Truppen viel zu leiden. Doch schon 1784 heißt es, daß „ihre Wohlstand, sowohl, was ihre Gebäude, als auch ihre Einwohner und deren Nahrung anbetrifft, merklich verbessert worden“. Hoffen wir, daß die freundliche, lebhafteste Stadt auch die gegenwärtige schwere Not in gleicher Weise glücklich überwindet.

## Albert Schwarz.

Von Albrecht Janßen-Hamburg.

Still und bescheiden hat Albert Schwarz, wohl der feinsinnigste plattdeutsche Dyrker Pommerns, in dieser Welt, die so wenig Freuden für ihn hatte, gelebt; still und bescheiden hat er auch die Erde verlassen. Am 31. Januar 1921 erlag er seinem Herz- und Asthmaleiden, das ihn schon lange gequält hatte. Auf dem schönen Ohlsdorfer Friedhofe schlummert er nun, fern von seiner geliebten hinterpommerschen Heimat. Er hat immer Heimweh nach den Stätten seiner Jugend gehabt:

Du Dörp in gröne Frühjohrspracht,  
Du hellig Heimatsstād',  
Du hüßt min Drom bi Dag un Nacht,  
Du hüßt min Sang, min Rād', —  
Mi locht de Wind, mi locht de Sünn,  
De Mai schickt mi'nen Gruß —  
O, dat it tehn un wannern künn!  
It wannerte nach Hus!

Albert Schwarz wurde am 16. Oktober 1859 zu Wandhagen in Hinterpommern geboren. Sein Vater war Landwirt. Der Junge, der schon in früher Jugend mit mancherlei Krankheiten zu kämpfen hatte, verlor ihn leider schon in der Jugend. Da ein Beinleiden den Knaben für viele Berufe untauglich machte, beschloß man im Familientreife, den begabten Albert nach der Stadt auf die hohe Schule zu schicken. Da traf ihn ein zweiter Schicksalschlag, eine schwere Lungenentzündung warf ihn aufs Krankenlager und hinterließ ein Asthmaleiden, das ihn zeitlebens quälte. Alle seine Hoffnungen waren nun zerschlagen, sein Lebensmut gebrochen. Aber ein junger Lehrer im Dorfe half ihm, gab ihm Privatstunden und führte ihn an den tiefen, klaren Bronnen der Poesie. Da der Junge ein ungewöhnliches Reichtalent, zur Bewunderung seiner Verwandten auch aus Ton und Stein „richtige“ Figuren machen konnte, beschloß man, ihn 1881 nach Berlin zur Kunstschule zu senden. Schwarz arbeitete hier so fleißig, daß er schon im nächsten Jahr die Akademie beziehen konnte. Mit Ausbietung aller seiner Energie wollte er durchaus Maler werden. Aber seine Freunde behielten recht, aus ihm wäre vielleicht besser ein Bildhauer geworden. Albert Schwarz mochte das schließlich auch wohl selber einsehen. Plötzlich fattete er um; denn sein Geld war inzwischen verbraucht und seine Kunst nicht stark genug, ihm wirtschaftlichen Rückhalt zu geben. Bei der Berliner Gerichtszeitung fand er schließlich Anstellung als Redakteur. 1893 wurde dann in seinem Leben ein wichtiges Jahr. Schwarz kam mit den Berliner plattdeutschen Kreisen, deren Mittelpunkt der „Quiddborn“ war, in nähere Verbindung. Und nach seinen eigenen Worten haben ihm die neuen Freunde „de Purr tau den plattdüttschen Paradiesgorden upsloten un em tau drinken gewen ut den deipen Sod von uns' leiw Moderpraal“. Nun lernte er auch den „Celbom“ kennen, der damals aber noch ein recht kümmerlicher Strauch war und sich erst vor kurzem von der Braunschweiger plattdeutschen Monatschrift „De Mudderspraal“ gelöst hatte. 1895 berief der Allgemeine plattdeutsche Verband, der zu der Zeit aber nur 4 bis 5 Vereine umfaßte, Albert Schwarz zum Leiter des „Celbom“. Wenn diese Stellung auch eine sehr bescheidene war, der Dichter war trotzdem zufrieden und glücklich; denn auch ein jun-

ges Mädchen mit lachenden blauen Augen war sein geworden.

It mücht dat rut in de Wulken schri'n,  
Wat mi bewt dörch Seel un Sinn.  
It heff ehr Zawurt, nu is se min,  
Min Hartensköningin!

Aber die Liebe lag; seine Braut wurde ihm untreu. Furchtbar schwer traf ihn dieser Schlag; die Krankheit warf ihn darnieder, der Husten quälte ihn aufs neue.

Im Gore blöje dei Raufe,  
Sei blöje so rot un witt. —  
O, keim dei Dod hüt t' gahen,  
Wo geern ging 't mit em mit!

Langsam erholte er sich wieder. Die Liebe hatte ihn betrogen, die Arbeit sollte nun seine Liebste werden. It bün man wat inst un still getacht,  
Wur it mi upholl, ward wenig lacht,  
Doch maß dat Hart it gesund un frei,  
Un „Arbeit“ nömen de Wünsch mi.  
Wist sin min Fründ? Min Hart is tru —  
Un wist mi hebben, ward' it bin Fru. —  
Dor tög' ich an min Sid' se dal  
Und dankte Gott vel dusendmal.

Dem „Celbom“ ist Albert Schwarz dann immer in rührender Anhänglichkeit treu geblieben. Zuerst erschien die Zeitschrift halbmonatlich, im Kriege mußte sie aber Monatschrift werden. Alle plattdeutschen Mundarten ließ der Schriftleiter darin zu Worte kommen, führte manchen jungen Dichter zum ersten Mal in die niederdeutsche Literatur ein. Aber trotzdem er ein Vierteljahrhundert Celbom-Gärtner war, gelang es ihm nicht, seine Zeitschrift durchsetzen. Das lag hauptsächlich daran, daß er „Celbom“ nicht zeitgemäß ausbaute und ein höchst unpraktischer, etwas lebensfremder Mensch war. Auch aus sich selbst wußte er nichts Rechtes zu machen. Immer stand er im Schatten des Lebens, still und bescheiden abseits...

Als Dichter war er vorzugsweise Dyrker. Seine ersten Gedichte sind zwar noch in hochdeutscher Sprache geschrieben, aber schon während seines ersten Berliner Aufenthaltes wandte er sich der heimischen Mundart zu. Selber sagt er einmal: „Wenn min Lung' ol hochbütsch snaten ded', min Hart hürtle dor nig von, dat blew plattdüttsch un min Denken of.“ Seine ersten Gedichte und Geschichten erschienen 1892 bei Cordes in Kiel: „Drag' knuppen“ (Fruchtknospen). Viel Freude hat ihm dies Erstlingswerk jedoch nicht gebracht. Der Verleger kümmerte sich wenig um das Buch, Honorar sah der Dichter nie, mußte es schließlich gegen Ende seiner Tage noch miterleben, daß die „Drag' knuppen“ im Strudel des Konkurses rettungslos untergingen.

Schwarz ist in diesen Dichtungen noch stark im Banne hochdeutscher Poesie, seine Eigenart kommt noch nirgends zum Durchbruch. Ganz anders im zweiten Buche „Deschen un Asten“ (1912) bei Janßen und Dirks in Garding. Hier zeigt Schwarz sich als echter Dichter, wenn ihm auch der Zug ins Große fehlt. Seine Sprache ist echt und einfach, seine Stoffkreise liegen im engen Ring des Lebens: Natur und Liebe; aber was er uns sagt, quillt wie rotes Herzblut aus echt niederdeutschem Herzen.

De Georginen blö'h n.

Dörch de Luft mitt Wulken segeln,  
Un de Heid' spinnt söte Dröm,  
Un in 'n blanken See, dor spegeln  
Sitt de stillen Dannenböm.  
Jrd', as wenn 's ehr Glück habbd funnen,  
Lücht 't un lacht und leit so schön —  
Doch de Rosen sünd verschwunnen,  
Un de Georginen blö'h n.

Risen wannern min Gedanken,  
Risen in de wide Firn.  
Blomen seh it, kruse Ranken,  
Un du lachst mi to, lütt Dirn. —  
Ach, dat wiren selig Stunen!  
Hart, künnst du noch ens so glöht!  
Doch de Rosen sünd verschwunnen,  
Un de Georginen blö'h n.

Winter kümmt, mag hell ol strahlen  
Heben, Sei' un Holt un See,  
Mag de Sünn den Mai ol malen,  
Winter kümmt mit Störm un Snee,  
Un bin Dröm, in 'n stillen spunnen,  
Se verweihn as Raff un Spön;

Denn die Rosen sind verwunnen,  
Un die Georginen Blüh'n.

Albert Schwarz hat aber noch bedeutend mehr geschaffen, als was diese beiden Bände umfassen. Doch das meiste blieb in der Schublade liegen. Erst, wenn man ihn wiederholt drängte, schickte er einer Zeitung oder Zeitschrift etwas ein. Selten las man jedoch in anderen Organen seinen Namen. Auch die Feier seines 50. und 60. Geburtstages rief ihn nicht aus seiner Einsamkeit heraus. Und wenn Schwarz bis zu seinem Tode ein Dichter im Schatten gewesen ist, den größten Teil der Schuld müssen wir bei ihm selber suchen. Er hatte eben kein Vertrauen zu sich selbst; aber das lag wohl wiederum in seinem körperlichen Leiden begründet. Unter seinen nachgelassenen Papieren fand sich noch mancherlei. Den „Reineke Vos“ hat er in seiner hinterpommerschen Mundart zu einer Prosa-Erzählung umgearbeitet; auch auf dem dramatischen Gebiete hatte er sich in letzter Zeit versucht. Einige Einakter sind noch vollkommen fertig geworden; zu einem plattdeutschen Christudrama ist er aber nicht über die Vorstudien hinausgekommen. Auch sein pommersches Wörterbuch (Wandläufiger Mundart) blieb unvollendet. Zu Fritz Reuters Werken hat er früher ein Wörterbuch geschaffen, mit Hermann Jahnte zusammen auch bei Weichert, Berlin, des großen Mecklenburgers Werke, herausgegeben.

In der Geschichte der plattdeutschen Bewegung wird Albert Schwarz' Name dauernd hell leuchten; denn in selbstloser Weise hat er der Sache gedient. Aber auch in der plattdeutschen Literaturgeschichte wird man den Lyriker Albert Schwarz weiterhin kennen. Seiner pommerschen Heimat war er in den letzten Jahren — seitdem er in Hamburg wohnte — etwas entfremdet. Aber auch die dort aufblühende Heimatbewegung erinnerte sich in jüngster Zeit daran, daß Schwarz wohl Pommerns bester plattdeutscher Lyriker gewesen ist und zugleich einer seiner einsamsten Söhne.

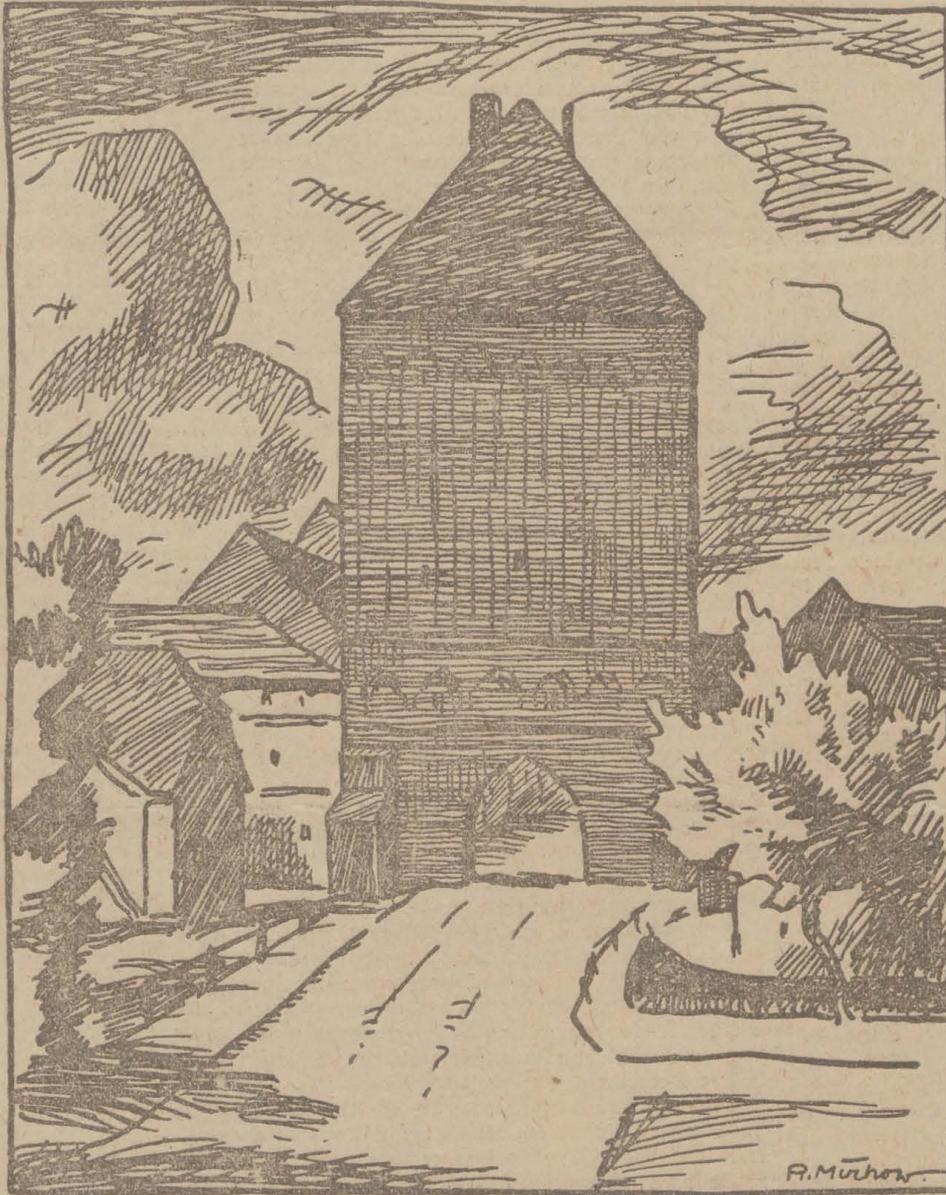
St. Falsches erkennen ist leichter als Nichtiges an die Stelle des Falschen zu setzen, und das kann dem Nichtfachmann in Ausnahmefällen auch wohl gelingen, wenn er sonst sprachlich geschult ist oder wenn ihm das einschlägige Material gegeben ist. Wehe aber, wenn sprachlich ungeschulte und unfähige Köpfe sich an die slawische Wortforschung machen! Bietet sie doch dem Verufenen schon Schwierigkeit über Schwierigkeit.

Oft führt allerdings auch diese eine gewisse Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit oder eine geringe

genannt. Die eigentliche Bedeutung dieses Namens wurde nicht gefühlt und nicht beachtet. Einmal hatte ich selbst Gelegenheit, eine ähnliche Sinnlosigkeit zu verhindern. Man wollte das nur von deutschen Besitzern bewohnte Dorf Tarnowo im Kreise Obornik umnennen und hatte dafür das nichtsagende Hermannsfelde ausgesucht, weil mehrere Besitzer den Vornamen Hermann trugen. Ich riet den mir gut bekannten Leuten, den alten Namen, der seine historische Bedeutung habe, zu lassen, ihm aber die deutsche Form Tarnau zu geben. Und die deutschen

Bauern waren verständlich genug, diese Namensänderung vorzunehmen, und bald hatte man sich auch daran gewöhnt, die erste Silbe zu betonen. Jetzt hat der Ort allerdings wieder die polnische Namensform annehmen müssen.

Unsere recht zahlreichen pommerschen Hagedörfer sind durchweg deutsche Gründungen und haben auch durchweg deutsche Namen, d. h. auch der erste Teil des Namens ist deutsch bzw. enthält den Namen des deutschen Begründers, der ja wohl zuweilen slawischen Ursprungs sein oder sich aus dem Slawischen erklären lassen kann. Er ist zunächst ein Eigenschaftswort, das eine Beschaffenheit des Hagens angibt, wie Weitenhagen, Langenhagen, Neuenhagen, Altenhagen, Großenhagen, Rüttenhagen, oder auf seine Lage hinweist, wie wohl Rehagen bei Daber, das nichts mit dem Reh zu tun hat, sondern, wie schon richtig behauptet ist, seine Lage an einer Rige (Rie, Ri) angibt, das ist ein durch sumpfiges, mit Bäumen und Gebüsch bestandenes Gelände dahinfließender kleiner Wasserlauf. Ein Stadthagen ist ein Hagen in der Nähe einer Stadt. Der märkische Name Rinnbadenhagen für eine neuere Kolonie an der rügenischen Küste geht auf die „Rienbake“ zurück, die vormals dort geleuchtet hat. Weiter bilden den ersten Teil Pflanzen- bzw. Baumnamen wie Eichenhagen, Eschenhagen, oder Namen von Tieren, wie Ziegenhagen; natürlich nicht Levenhagen bei Greifswald. Ob Plummehagen im Kreise Köslin hier-



## Einige Bemerkungen zur pommerschen Orts- und Flurnamenforschung.

Von Professor D. Knoo p-Stargard.

### II.

Ein slawischer Sprachgelehrter hat einmal gesagt, daß man Pommern als eine mit vielen bedeutsamen slawischen Namen beschriebene Tafel betrachten könne, die, wenn sie richtig gelesen werde, auch gewiß manche nicht unbedeutende historische Aufschlüsse gewähren müsse. Doch sei die Aufgabe, wenn sie gelingen solle, schwierig; denn sie fordere eine vergleichende Anomatologie (d. i. Namenskunde) anderer slawischer Länder und besonders eine genaue Nachweisung der in älterer Zeit gebräuchlichen Namen (Vgl. Studien 1832, Heft 1, S. 393; vergl. Unser Pommernland 6, 311). Das ist richtig. Aber gerade, weil diese beiden Forderungen nicht erfüllt sind, weil besonders die zweite sich nur mangelhaft erfüllen läßt, darum sind unsere Namensklärer so oft noch nicht zu sicheren Resultaten gekommen, und die vorhandenen Schriften über diesen Gegenstand zeigen falsche, mangelhafte und zweifelhafte Deutungen in Hülle und Fülle. Das beurteilen kann auch jemand, der wie der Verfasser nicht gerade Fachmann

Ueberlegung zu falschen Deutungen. Das ist z. B. bei der Erklärung der Hagedörfer, d. h. derjenigen Dorfnamen, deren zweiter Teil das Wort „Hagen“ bildet, ein gut deutsches Wort, das ursprünglich den eingehegten Raum, besonders die eingehegte Waldfläche, dann aber auch den Wald selbst bezeichnet, denn Hagen und Hain ist dasselbe Wort. Im Laufe der Zeit verschwindet dann der Begriff der Einhegung ganz, dann auch der des Waldes, und Hagen sinkt schließlich zu einem bloßen Namensbildungssuffix herab wie auch Berg, Tal, Feld, Stein, Burg u. a. Ein neu gegründeter oder neu benannter Ort kann heute einen mit Berg zusammengesetzten Namen erhalten, auch wenn gar kein Berg vorhanden ist, und mit Hagen kann ein Ortsname zusammengesetzt werden, auch wenn weder Einhegung noch Wald vorhanden ist. Wir Deutschen sind nun einmal, wie schon Böhmer in seiner Geschichte der Stadt Stargard bemerkt hat, schlechte Namensgeber geworden und können charakteristische Ortsnamen nicht mehr bilden. Man braucht sich nur die neuen Namen anzusehen, die in den letzten Jahrzehnten deutschen Besitzes in der Provinz Posen entstanden sind. Nicht immer sind die alten vorklingenden polnischen Namen einfach überseht oder in eine deutsche Form gebracht worden, die oft so nahe lag, sondern die sinnlosesten Namen traten an ihre Stelle. Ein Ort, wo weder Teich noch Rodung vorhanden war, wurde Teichrode

her gehört, ist zu bezweifeln, vielleicht aber Piepenhagen, ebenso wie Piepestod und Piepenburg, die von den Piepken, den zu Spulen, Röhren, Pfeifen, Brunnenrohren durchbohrten oder ausgehöhlten Hölzern benannt sein könnten. Das dazu benutzte Holz wird auch Piepholz genannt im Gegensaß zum Kleppholz. Besonders häufig aber sind nun die Namen, deren erster Bestandteil meistens den Begründer oder ersten Besitzer des Ortes anzeigen, und zwar Amtsnamen wie in Popenhagen, Voigtshagen, Abtshagen, oder Vornamen wie in Jakobshagen, Marienhagen, Petershagen, Jershagen, Leopoldshagen, oder Personennamen wie in den vier bei Stolpmünde beieinanderliegenden Dörfern Arnshagen, Stridershagen, Wintershagen, Weitenhagen, das letztere hier von dem Personennamen Weite, nicht von weit.

In der märkischen und pommerschen slawischen Ortsnamenforschung waren diese Namen von vornherein auszuschließen; aber gerade bei der letzten Gruppe, den Zusammensetzungen mit Personennamen, haben unsere Slawisten mit Vorliebe eingegriffen. Schon Benersdorf hat in seinen Slawischen Streifen bei Namen wie Todenhagen, Zandershagen, Ziemlenhagen, Behntenhagen, Brandschagen, Hölkenhagen, Meselshagen u. a. den ersten Teil auf slawische Personennamen zurückgeführt, als ob slawische Männer sie nach ihrem Namen halb wendisch,

halb deutsch benannt hätten, so z. B. Brandschagen auf Boranta, während es doch der gut deutsche Name Brand (vergl. Hildebrand und sein Sohn Hadubrend) ist, Mesekenhagen auf Misko, Poitenhagen auf Pojka und dergl. Totenhagen wird erklärt als ein Hagen des Tod, und dieser Personennamen wird aus dem Serbischen beigebracht. So weit hätte Beyersdorf gar nicht zu laufen brauchen; denn die Döten (Döthen) sind auch ein kaschubisches Panengeschlecht zu Schimmerwitz im Kreise Lauenburg, und bei Crewer, Geschichte der Lande Lauenburg und Büttow II, S. 237, wird im Jahre 1575 ein Steffen Doett aus Schimmerwitz genannt. Der Name von Totenhagen im Kreise Franzburg erklärt sich aber einfach durch „So den Hagen“, nicht durch Totenhagen, was plattdeutsch Dödenhagen lauten müßte. (Balt. Studien, 1881, S. 303). Totenhagen bei Köslin wird ebenso zu erklären sein.

Prof. Dr. Mude zu Freiberg in Sachsen, der wohl für den bedeutendsten Slawisten gehalten zu werden pflegt, hat in den Schriften des Vereins für die Geschichte der Neumark, Heft VII, S. 51ff, eine längere Arbeit veröffentlicht über die slawischen Ortsnamen der Neumark, zu der früher auch die Kreise Dramburg und Schivelbein und Teile der Kreise Soagig, Pyritz, Regenwalde und Neupletzin gehörten, deren slawische Ortsnamen ebenfalls behandelt werden. Mude hat hier die unzulässige Erklärungsweise von Beyersdorf beibehalten und betrachtet eine ganze Reihe von Hagedörfern als voces hybridae, d. h. als Wörter, deren erster Teil slawisch, der zweite deutsch ist. Es werden folgende genannt: S. 70 Boltenhagen im Kreise Schivelbein, erklärt als Bolentow, d. i. Besitztum des Bolenta (Voleslaus), während es in Wirklichkeit nach einem deutschen Manne Namens Bolte (Bolbt) benannt ist. S. 89 Zühlshagen im Kreise Dramburg, erklärt als Besitzdorf des Sulis (Sulislaw), während ein guter Deutscher mit dem gut deutschen Namen Zühl dabei Gevatter gestanden hat. S. 129 Rowenhagen im Kreise Dramburg, erklärt aus slaw. rowno ebnes, flaches Gefilde, in Wirklichkeit benannt von einem Deutschen Namens Rowe. S. 130 Rügenhagen im Kreise Dramburg, erklärt als der Hag an der Rusawa oder um dieselbe, und dann die Ansiedlung an diesem Hag, und die Rusawa wieder wird erklärt als ein von Rafenerz braunrot gefärbtes Wasser oder Moor. Ob wirklich ein solches vorhanden ist, wird nicht mitgeteilt. Der Ort ist natürlich von einer Familie Rügen begründet. Zu diesen kommt noch in Heft XXII derselben Zeitschrift S. 80 Rossenhagen, unrichtig angegeben als verschollenes Dorf bei Nörenberg, in Wirklichkeit das jetzige Kashagen, erklärt als Amselfusch, Amselfbruch, während es einem Roß, Rosse oder Ras, Karsten (Christian) den Namen verdankt. In gleicher Weise unverständlich ist es, wenn in „Pommersche Heimat“ 1922 Nr. 2 Ortsnamen wie Gerdschagen auf poln. Gora (Berg) statt einfach auf den Namen Gerhard oder Gerdt, Elvershagen auf olsza (Elder, Else), stat tauf Elwert zurückgeführt werden, und geradezu unverständlich und unerfindlich ist es, wenn derselbe Erklärer den Namen Orshagen, der schon 1288 als Horneshagen vorkommt und auf die gleichzeitig in Regenwalde lebende Familie Gore zurückgeht, erklärt durch Bogendorf, „weil der Wolfsbach da einen großen Bogen macht, der bei den Slawen cerkuse hieß“. Da hört denn doch jede Wissenschaftlichkeit auf.

Das älteste Hagedorf in Pommern ist, soviel mir bekannt ist, der Ort Gobelshagen bei Pölitz, der zweifellos von einem Deutschen mit Namen Gobel, Gobele begründet ist. Dieser Vorname erscheint öfters in Urkunden, und aus ihm ist Göbel, Gäbel geworden. Herzog Barnim verlegte nach dem Jahre 1263, in dem seine Gemahlin Margarete starb, dorthin ein ihr zu Ehren gestiftetes Mönchskloster, das bald darnach nach Jansen verlegt wurde (Pomerania, Ausg. von G. Gaebel I, S. 219). Also um das Jahr 1260 besteht der Ort schon, und in der Folgezeit sind dann die andern zahlreichen Hagedörfer erbaut worden.

Mag auch zuweilen der Name aus der slawischen Sprache erklärt werden müssen, so gibt uns das doch kein Recht, nun auch den Träger als Slawen zu betrachten, und erst recht darf der Personennamen nicht als Appellativum gefaßt werden. Im Kreise Köslin liegt das Dorf Barchminshagen. Der Name ist von unberufener Seite als ein „Hagen auf der Höhe“ erklärt worden. So ist freilich wohl der Name des

nicht weit entfernten Barchmin zu deuten; aber aus diesem Dorf stammt eine Familie, die den Namen ihres Heimatortes beibehielt, den sie heute noch trägt, und eins ihrer Mitglieder hat später Barchminshagen gegründet. Möglich ist jedoch auch eine andere Eingruppierung: Das Dorf könnte auch als ein in der Nähe von Barchmin liegendes Hagedorf betrachtet werden. Doch ist diese Art von Namengebung sonst wohl nicht nachzuweisen. Der Namenforscher, dem nicht alle Hilfsmittel zu Gebote stehen können, wird oft im Ungewissen bleiben, ob er den ersten Teil des Wortes als Vor- oder Namensnamen, als Adjektiv oder Personennamen oder sonstwie zu deuten hat. Piepenhagen z. B. könnte auch für Pieperschagen eingetreten sein, und bei dem aus der Mark eingeführten Uchtenhagen bleibt es ungewiß, ob es von dem Namen Uchte (vergl. Uchtdorf) herkommt oder von einem Walde oder Hagen, in den frühmorgens (in der Uchte) das Vieh getrieben wurde. In solchen Fällen kann nur eingehende lokale Forschung helfen, und sie wird auch noch oft genug versagen. Auf jeden Fall hüte man sich aber bei allen Hagedörfern vor der vog hybrid!

## Wolfsgehisten.

Von E. Mews, Hentzenhagen.

### II.

Der Einwohner Dummer fand an der „Seeger Scheide“ ein Wolfsnest mit sechs Jungen. Um sie lebendig mit nach Hause zu bekommen, entledigt er sich (ausgerechnet!) seiner Unterhose, schlägt in das eine Hofenbein einen Knoten und steckt die sechs Wolfsjungen hinein und erreicht mit knapper Not, von der beraubten Wölfin verfolgt, die ersten Häuser des Dorfes. — Wolfshunde und gezähmte Wölfe sollen beliebt gewesen sein. Es hat sich auch manche Geschichte erhalten, die davon erzählt, daß in diesen Wolfshunden die gezähmten Instinkte wieder wach wurden, daß sie Furcht und Schrecken auf dem Hofe und in der Nachbarschaft verbreiteten. — Häufig hört man auch, daß die Wölfin ihre Jungen ans Wasser führe und diejenigen, die das Wasser nicht (nach Wolfsart) saufen, sondern (nach Art der Hunde) mit der Zunge lecken, mit der Schnauze ins Wasser stoße, um sich ihrer zu entledigen. Diese rettete man gerne, um sie als Wolfshunde groß zu ziehen.

Die Mehrzahl derartiger Wolfsgehisten ist mit so fabelhaften Zügen und Einzelheiten ausgestattet, daß sie übergroße Anforderungen an den Glauben stellen. Bemerkenswert ist, daß sie fast alle lokalisiert sind und mit ganz bestimmten Namen verbunden mit ganz geringen Abänderungen in der Darstellung sich erhalten haben.

Bei dem jetzt Kleist'schen Hause am Ulrichshofer Moor wurde eine Frau von einem Wolfe angefallen. Der Wolf hatte sie an der einen Ecke ihres Mantels gepackt und versuchte sie mit fortzuziehen. Zitternd folgte die Frau dem Wolfe, der jedesmal furchtbar knurrte, wenn sie dem Ziehen des Wolfes Widerstand entgegensetzte. Der Wolf schleppte sie so über das Moor in das Gestrüpp auf den Ziegenberger Dünen. Hier erst ließ er von ihr ab und stimmte ein furchtbares Geheul an, um Verstärkung herbeizurufen. Diesen günstigen Augenblick benutzte die Frau, um ihren Mantel auszuziehen und davonzuweichen, bald verfolgt von der ganzen Meute. Sie erreichte mit knapper Not das rettende Haus — verfiel aber infolge der ausgehenden Angst und des Schreckens dem Wahnsinn. Am nächsten Tage fand man den vollständig zerrissenen Mantel in dem Gestrüpp.

Auch in anderen Ortschaften bekannt — und als wahre Begebenheit erzählt — wird die Fabel von dem Wolf, der sich an das weibende Füllen heranzudrängen versucht, ihm die saftigsten Kräuter pflückt, ja, sie sogar zwischen den beiden Vorderpfoten haltend ihm — meist ohne Erfolg — darzureichen versucht, um es vom Muttertier fortzuloden.

Diesen Wolfsgehisten entspricht eine andere Reihe vom Wölfeber. Bekanntlich wurde noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts das Vieh des Dorfes von gemeinamen Hirten in den nahen Wald getrieben. Der Wolf und der Wölfeber stehen deshalb im Mittelpunkt all dieser Hirtengehisten, die — wenn sie auch nicht immer

wahr sein mögen — doch einen tiefen Blick in die Volksseele gestatten und schon aus diesem Grunde zu schade sind, um ganz vergessen zu werden.

## Kleine Mitteilungen.

Verein für Heimatkunde, Köslin.

In der Sitzung am 10. April 24 gedachte der Vorsitzende Dr. Schulz zunächst des Generals Ludendorff, der an diesem Tage seinen 59. Geburtstag hatte. General Ludendorff ist ein Sohn unserer engeren Heimat und hat einen Teil seiner Knabenjahre auf dem Gute Thunow im Kreise Köslin verlebt, wo sein Vater damals als Pächter saß. Ludendorff, der 4 Jahre lang unser Vaterland, seine Städte und seine Fluren gegen eine Welt von Feinden geschützt hat, hat damit Heimatschutz in des Wortes erhabenster Bedeutung betrieben und verdient dafür von allen wahren Heimatfreunden mit höchster Achtung genannt zu werden. — In den Pfingsttagen veranstaltet der Bund Heimatschutz, Landesverein Pommern, eine Studienfahrt in die hinterpommersche Schweiz. Die Fahrt nimmt ihren Anfang in Köslin. Die Mitglieder des Vereins haben sich aus diesem Grunde bereit erklärt, die auswärtigen Gäste in Privatquartieren unterzubringen. Insbesondere hat auch Herr Stadtjugendpfleger Lüdtke seine Unterstützung bei der Unterbringung zugesagt. Fräulein Schweder legte eine interessante alte lateinische Handschrift in Schweinsleder aus dem ehemaligen Kösliner Jungfrauenkloster vor, deren Inhalt dem Stettiner Staatsarchiv für die bevorstehende Ausgabe des Sammelwerkes über pommersche Stifte und Klöster zugänglich gemacht werden soll. Den Hauptpunkt des ganzen Abends bildete der Vortrag von Herrn Pastor Magdalinski-Schwefin: „Aus Glauben und Wissen der vorgehichtlichen Germanen“. Der Vortragende beschäftigte sich besonders eingehend mit Totenbestattung, Seelenkult, Mythologie und Hausbau unserer Vorfahren. Reiches Bilder- und Kartenmaterial, teilweise nach eigenen Ausgrabungsergebnissen in unserem Kreise, erläuterten den wertvollen Vortrag. Herr Pastor Magdalinski wurde einstimmig gebeten, seine Ausführungen in Form eines Aufsatzes für „Unsere Heimat“ zur Verfügung zu stellen. Die nächste Versammlung findet am 7. 5. 24 statt. Herr Oberpostsekretär a. D. Spielberg wird über zu schließende Pflanzen und Tiere unserer engeren Heimat sprechen.

Der Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz wird vom 3. bis 7. Juni d. J. eine wissenschaftliche Studienfahrt durch Hinterpommern unternehmen. Ziel ist das Kösliner Küstengebiet, das Tal von Pollnow und das Sydower Hochland im Kreise Schlawe. Die geologische, naturgeschichtliche und vorgehichtliche Führung haben die Herren Prof. Dr. Schneider-Berlin, Rustos der Preussischen geologischen Landesanstalt, der wissenschaftliche Lehrer Holzfuß-Stettin von der Provinzialstelle für Naturdenkmalpflege und Konrektor Rosenow-Rügenwalde übernommen. Eine Ermäßigung der Unkosten für Reise und Unterkunft ist vorgesehen. Leitung und Auskunft erfolgt durch den Geschäftsführer des Landesvereins, Lyzeallehrer Reepel-Stettin, Turnerstraße 61.

Die Barninge im Kreise Köslin. Herr Prof. Knoop-Stargard weist in einer Zuschrift darauf hin, daß die Bezeichnung wahrscheinlich wohl von dem niederdeutschen barnen — bernen — brennen abzuleiten ist. Rangows niederdeutsche Chronik von Pommern kennt sowohl barnen wie bernen. Sicher war diese Form früher in unserer Provinz allgemein gebräuchlich und ist, soweit ich weiß, im Kreis Schlawe, z. B. Wandhagen, auch heute noch bekannt. Ich schreibe mich daher der von Prof. Knoop vorgelegenen Ansicht an. Die Barninge sind danach als Vertlichkeiten zu erklären, die durch Ausbrennen von Wald, Gebüsch, Gestrüpp für den Ackerbau gewonnen worden sind.

Dr. S.

\*

### Druckfehlerberichtigung.

In „Unsere Heimat“ Nr. 5 sind in dem Aufsatze „Flurnamen von Sorenbohm“ folgende Druckfehler zu berichtigen: zu 10. Schwieslopp, nicht Schwinslopp, zu 11. Gerland, nicht Siedland, zu 16. Wendtebarch, nicht Wendtbarch. In Spalte 2 muß der neue Satz nicht mit „dort“, sondern „doch“ anfangen.